

LEBENS | We know
Umschlagentwurf: Florin Creangă
Satz: Cătălin P. Ghiorghiu
Redaction u. Korrektur: G. Matei

© Ed. Albatros, București 1978
Verlag Volk und Welt, Berlin 1985
(Originaltitel: Mierea = Die Insel im Fluß)

Alle Rechte vorbehalten
(Urheberrecht verbleibt beim Autor)

EUGEN URICARU

DER HONIG

ROMAN

Aus dem Rumänischen von
HOLDA SCHILLER
Die zweite Auflage
Herausgegeben von
matei albastru

Editura România Press Verlag
București / Bukarest 2003

Der Honig / Eugen Uricaru; trad.: Holda Schiller. -

București: Editura România Press, 2003

ISBN 973-8236-28-2

I

I. Schiller, Holda (trad.)

821.135.1-31=112.2

Er war gegen Mitternacht mit dem einzigen in O. haltenden Schnellzug aus Bukarest eingetroffen und ging nun über das Pflaster der von blühenden Kastanien gesäumten Straßen, zwischen alten Häusern entlang, deren Mauerwerk der Regen ausgewaschen hatte, er stieg die hunderteinundzwanzig Stufen von der Unteren Stadt zur Oberen Stadt hinauf, die dicht bei der Kirche mit der Turmuhr und den Puppen unvermittelt endeten. Er zählte sie stumm mit, nur von dem einen Gedanken beherrscht: Ob wohl da oben auf dem kahlen Erdfleck hinter der Mauer, die von der Treppe aus grau und drohend aussah, .noch Glasscherben lagen? Seinerzeit waren die jungen Burschen, um ihre Männlichkeit zu beweisen, im Frühling dort hinaufgegangen, hatten eine Flasche Branntwein an den graublauen Steinen zerschlagen und sich dann hastig, erschrocken oder auch begeistert über ihren Mut — wer konnte das wissen —, auf den Friedhof zurückgezogen. Da roch es nach feuchter Erde und trockenem Eichenlaub, sie rauchten Zigaretten, die sie bei ihren älteren Brüdern stibitzt hatten, und erzählten einander erdachte oder eingebildete erotische Erlebnisse. Das Klirren einer Glasscherbe, an die er mit der Schuhspitze gestoßen war, beruhigte ihn, der Brauch hatte sich also gehalten. Was für Scherbenberge mußten sich in all den Jahren seither angesammelt haben! Er ging um die Kirche herum und stand plötzlich auf dem ihm so vertrauten Marktplatz, der verlassen im Dunkel lag. Die krumme Gasse war beleuchtet, wie früher, die Straßenlampe hing unter dem Fenster des Gelben Hauses, wo er seine Jugend verbracht hatte. Im Sommer neunzehnhundertsechsvierzig, gleich nach dem Krieg, war er dort mit seinen Eltern eingezogen. Die große Dürre, die

damals das gesamte Moldaugebiet heimsuchte, hatte sie aus der kleinen Heimatstadt vertrieben, in der es zwar viele Läden, aber für einen demobilisierten Flugzeugmechaniker keine Arbeit gab. Sie hatten sich in diese Stadt geflüchtet, wo eine durch Krieg und Chaos lahmgelegte Industrie wieder aufgebaut werden sollte. Bei ihrer Ankunft war sie halb verlassen, die meisten Einwohner waren fortgegangen oder, besser gesagt, in den Wirren der letzten Kriegstage verschwunden, und viele Häuser in der Oberen Stadt standen leer, manche mit weit aufgerissenen Fenstern, um das ganz deutlich zu machen. Das Gelbe Haus schien jedoch noch jemanden zu beherbergen. Als sie es zum erstenmal betraten, in eine Art Flur kamen, der von dem Bogenländer einer massiven, plumpen Treppe völlig eingenommen wurde, einer Treppe, die sich viel zu wichtig tat für ein mindestens zweihundert Jahre altes Haus, als sie es also zum erstenmal betraten, befahl sie alle drei eine unsägliche Schwäche. Der Vater, Miron Goreac, hielt in der halb zur Faust geballten Hand ein lappiges Blatt Papier mit einem verwischten violetten Stempel, dem Stempel des Rathauses — damals gab es den Volksrat noch nicht. Sie standen eng aneinandergedrängt und blickten mutlos in die Ecken und Winkel voller Spinnweben, sie fühlten, sie würden nicht mehr die Kraft aufbringen, auch nur noch einen Schritt zu tun, um woanders Unterkunft zu suchen. In dem dunklen Raum roch es nach Seegrass, der Geruch kam von ein paar unter der Treppe gestapelten aufgerissenen Matratzen. Sie hatten Angst, daß niemand mehr hier wohnte und sie wieder gehen müßten — sie konnten sich ja nicht in einem verlassenem Haus einrichten. Und dann erschien oben am Ende der Treppe eine Frau mittleren Alters, und er, Nichifor Goreac, stieß vor Überraschung einen Freudenruf aus: Sie durften bleiben. Miron Goreac fühlte sich im Recht und, mit dem Stück Papier in der Hand, auch stark genug, es zu behaupten. Bis zu diesem Augenblick hatte er nicht an die Macht des Zuweisungsscheines geglaubt, doch jetzt war die

Gelegenheit, sie auszuprobieren. Er zögerte keinen Augenblick, und er kam sich großartig vor in den paar Minuten, in denen er ausführlich erklärte, *was* ihm der mit Schreibmaschine beschriebene Zettel zugestand und *wie weit* sein Recht ging. Die Frau schwieg währenddessen und blickte sie verständnisvoll an. Warum sie unbedingt verständnisvoll blicken mußte, hatte Nichifor niemals begriffen. Vielleicht hätte er es damals herausfinden können, als sie in dem nur vom Strassenlicht erhellten Flur auftauchte und ihnen die Eigentümlichkeiten des Hauses bis ins einzelne erläuterte: die Kniffe, um die Wasserspülung zu betätigen, die besondere Art, wie man Fenster und Haustür schließen mußte, damit nicht ein Windstoß sie aufdrückte und heulend durch das Haus fuhr ... Doch damals kümmerten ihn solche Dinge nicht. Viel eher beschäftigte ihn die Frage, welche Pfänderspiele die Jungen und Mädchen der Nachbarschaft und die Schülerinnen des Marianums spielen mochten. Und später dann, als er das verständnisvolle Lächeln der Frau hätte deuten können, war sie alt und alle drei hatten sich an sie gewöhnt und verwandten keinen Gedanken mehr an sie. Die Goreacs waren der festen Überzeugung, die zweihundert Jahre, die das Haus zählte, wögen nun auch so schwer wieder nicht, daß sie sich nicht hätten zu ihm gehörig fühlen sollen. Mit der Zeit nahmen sie die Haltung alter Städter an und betrachteten die Neuankömmlinge mit Mißtrauen, die sich doch alle nur mühsam in dem Häusergewirr der Oberen Stadt und der besonderen Lebensweise hier zurechtfinden. Eine besondere Lebensweise war es, weil alles nach ungeschriebenen Gesetzen vor sich ging, nach Gesetzen, die die Erwachsenen gutwillig, die Jugendlichen mit strengem Eifer befolgten: So hätte niemand aus der Unteren Stadt sich herausgenommen, hier oben den »Saal für Volksschießsport« zu betreten oder auf ein Bier in das Gasthaus »Zum frühen Morgen« einzukehren oder in den alten verträumten Gassen spazierenzugehen. Für die jungen Burschen aus der Oberen Stadt kam selbstverständlich nur ein

LEBENS | We know
Mädchen aus der Nachbarschaft in Frage, und niemand, nicht einmal Vater oder Mutter, verwehrte ihnen, sie am hellen Tage mitten auf dem Marktplatz zu küssen — einer aus der Unteren Stadt hätte sich das nicht erlauben dürfen. Doch diese Vorrechte hatten auch ihren Preis: Das Wasser mußte von unten heraufgeschleppt werden, und der Weg über die Treppe von der Fabrik nach Hause war ermüdend, denn sie lag unten irgendwo hinter den Bahngleisen und dem ausgeschwemmten Bistratal mit den vielen Erdlöchern und Weidenbüschen.

Nach dem Tod der Eltern — Miron und Taisia Goreac starben kurz nacheinander, so als vermochte der eine ohne den andern nicht weiterzuleben —, nach dem Tod der Eltern also fand Nichifor es ganz selbstverständlich, daß Frieda, die alte Frau, ihn umsorgte, ihn fragte, ob er Hunger habe, und ihm sagte, wann es an der Zeit war, die Bettwäsche zu wechseln, die er immer zu steif fand und deren makellostes Weiß im mittleren Fach des Wandschranks ihn irritierte. Als er dann die Stadt verlassen hatte, schrieb er ihr Briefe. Er schrieb zweimal im Jahr, zu den Feiertagen, weil er wußte, daß es ihr etwas bedeutete. Und jedesmal begann er mit den Worten: »Frieda, mein liebes Altchen ...« Vor seiner Ankunft jetzt hatte er ihr ein Telegramm geschickt mit der Nachricht, er komme *höchstpersönlich*. Er war beunruhigt gewesen vor diesem Wiedersehen, es war ihm nicht gelungen, sie sich zwanzig Jahre älter als bei seinem Fortgehen vorzustellen. Auf dem Bild in seiner Erinnerung hatte sie fest zusammengepreßte Lippen, herabhängende Augenlider, die die Hälfte des Augapfels verdeckten, zu einem Knoten zusammengedrehtes Haar und unzählige blaue Äderchen am Hals. Es war ein herbes Gesicht, jedoch von einem Zug unendlicher Güte beherrscht. »Sie dürfen die Scheibe Fleisch nicht gleich ganz zerschneiden, das hieße, Sie wollen alles aufessen. Vielleicht schmeckt es Ihnen aber gar nicht«, sagte Frieda immer wieder bei Tisch, und er mußte es ruhig hinnehmen, weil sie in einem so eindringlichen Ton sprach, als

ginge es um sein Leben und nicht um einen faserigen Rinderbraten mit Apfelmus — eigentlich etwas ganz Scheußliches. »Heben Sie den Teller nicht auf einer Seite an, wenn Sie die Suppe essen. Sie haben ja nichts zu verbergen ... Einen Handkuß gibt man nur im Raum, weil es da bestimmt nicht regnet... Musik hört man nicht mit geschlossenen Augen, man blickt ihr ins Gesicht... Lächeln Sie nur, wenn Sie selbst betroffen sind ...« Bei all den Ratschlägen war er sich manchmal wie ein Trainingssack vorgekommen, in den jemand hineinschlägt, der sich seiner absolut sicher ist und in diesem Sack die Verkörperung seines Feindes sieht. Jetzt, bei seiner Heimkehr, freute sich Nichifor über jede Mauerkante, die ihm vertraut war, und der schwankende Schatten der an der Außenwand des Gelben Hauses befestigten Straßenlaterne bewegte ihn. Die Tür stand offen, von oben drang kein Lichtschein herunter. Er lief die Treppe hinauf — die Stufen gaben nach unter seinem Gewicht, er war jetzt ein Mann von fünfundvierzig Jahren — und blieb oben keuchend stehen. Er versuchte, etwas zu erkennen in der Dunkelheit, als plötzlich die Tür zu Friedas Zimmer sich öffnete. Von hellem Licht umflossen stand sie auf der Schwelle, so wie er sie kannte. Sie trug den gleichen kirschroten, schwarz abgesteppten Hausrock wie früher. Sie hatte ihr altes Zimmer behalten, obwohl es zwei bessere und hellere im Hause gab. Die Hände vor dem Leib gefaltet, stand sie da, und er hörte sie sagen: »Ach Sie sind es, Nichifor (sie hatte ihn nie geduzt, obwohl er seinerseits sie nie anders als mit Frieda und du angeredet hatte). Sie können in Ihrem Zimmer schlafen. Es ist alles vorbereitet. Auf dem Tisch steht Tee und geröstetes Brot, wie üblich.«

Sie schwieg, vielleicht weil sie fürchtete, ihre Stimme könnte ihre Aufregung verraten.

Nichifor tat einen Schritt auf sie zu, wollte sie umarmen, da sprach sie langsam und wie zu sich selbst: »Ich habe viel darüber nachgedacht, was ich Ihnen wohl sagen werde, wenn Sie

kommen, über die ersten Worte habe ich nachgedacht. Ich war nicht sicher, ob ich imstande sein würde, zu sagen, daß ich Ihnen das Abendbrot *wie üblich* bereitgestellt habe.«

»Frieda, mein liebes Altchen!«

Nichifor merkte, daß er plötzlich sentimental wurde; Rührung stieg in ihm auf, ein Gefühl, das ihn ein wenig bestürzte, weil es ihn selten ankam.

»Du bist großartig, ganz und gar einmalig, eine Zauberin, nein, eine gute Fee. Du brauchst nur mit dem Finger zu schnipsen, und zwanzig Jahre sind verschwunden wie nie gewesen. Du wirst es vielleicht nicht glauben, aber ich fühle mich wieder zu Hause.«

Er tat sich nun keinen Zwang mehr an, trat zu ihr, umarmte sie und nahm den Geruch von Kampfer und alter Wolle wahr. Sie stand unbeweglich, vielleicht, weil sie nicht anders konnte, vielleicht, weil sie nicht anders wollte. Und über sie hinweg sah er im Zimmer, auf dem Bett an der Wand gegenüber dem Fenster, einen alten Mann sitzen im Hemd, mit Hosenträgern und Hausschuhen. Seine Hände lagen auf den Knien, die blauen Augen bildeten zwei Farbflecken in der gelben, pergamentenen Fläche seines Gesichts, auf der hier und da, völlig regellos, weiße Stoppeln sprossen.

»Wer ist das, Frieda?« fragte Nichifor, dessen Blick gerade den Schildpattkamm in ihrem hochgesteckten Haar traf: Das war es also, ein Kamm hielt den Knoten! In seiner Jugend war ihm der nie aufgefallen. Frieda befreite sich aus seiner Umarmung und sagte: »Das ist Tavi.« Und nach einem kurzen verlegenen Schweigen fügte sie hinzu: »Wir haben uns im vergangenen Jahr kennengelernt. Tavi ist ein sehr netter Mensch. Manchmal hat er Kreuzschmerzen, dann leidet er sehr. Deshalb ist er zu mir gezogen, damit ich mich um ihn kümmern kann.«

Sie sah Nichifor ein wenig besorgt an. »Er wird Sie nicht stören. Haben Sie etwas dagegen? Ist es Ihnen nicht recht, daß er hierher gezogen ist?«

Nichifor wollte lächeln, doch er beherrschte sich und antwortete: »Warum sollte ich etwas dagegen haben? Du sagst doch, er ist ein netter Mensch ... Außerdem wird es fröhlicher sein, zu dritt wird es viel fröhlicher sein.« Und plötzlich:

»Frieda, meine Liebe, ich bin unerwartet hereingeschneit, verzeih mir bitte, aber es geht um etwas Wichtiges. Weißt du, warum ich in diese Stadt zurückgekommen bin? In dieses Haus? Was meinst du, ob du es errätst? Ach, daraufkommst du nie! Ich bin hierher zurückgekehrt, weil ich ein Buch schreiben will. Es soll ein außergewöhnliches Buch werden, vielleicht das einzige wirkliche Buch in meinem Leben. Hier in diesem Haus wird mir erst so recht bewußt, daß ich etwas ganz Einmaliges schreiben werde. Es wird das Leben selbst sein! Verstehst du das? Mein Leben, dein Leben, das Leben aller, denen ich einst in diesen Straßen, in diesen Häusern begegnet bin. Es ist das einzige, das ich wirklich kenne. Was aber tue ich? Seit zwanzig Jahren schiebe ich alles von mir fort und erfinde allerlei Possenspiele. Das hört jetzt auf. Es hört auf!«

»Nichts hört auf, mein sehr verehrter Herr, weder das Leben noch der Tod.«

Nichifor hielt mitten in einer weitausholenden Armbewegung inne. Er war überzeugt gewesen, er, der Weithergereiste, würde die beiden Alten beeindrucken. Der Gedanke hatte ihm wohlgetan. Nun mußte er feststellen, daß seine Worte kaum eine Wirkung zeigten. Der Alte blinzelte kurz, senkte die Lider, und für den Bruchteil einer Sekunde schien er eine vertrocknete, glanzlose Stroh puppe zu sein. Dann öffnete er die Augen, sie waren ungewöhnlich schön und groß für sein Alter, und sagte: »Würde eines aufhören, könnte auch das andere nicht fortbestehen. Sie existieren nur aufgrund ihrer Wechselbeziehung und ihrer Gegensätzlichkeit.«

Langsam ließ Nichifor den Arm sinken, sah sich suchend nach einem Stuhl um und setzte sich, so sehr hatte ihn der alte Mann überrascht.

»Sie ... Sie sind ja ein geradezu schrecklicher alter Mann. Ein schrecklicher Alter, der nichts mehr zu entdecken hat in seinem Leben. Welchen Sinn hat es dann noch für Sie? Können Sie mir sagen, welchen Sinn es für Sie noch hat?!«

Und als Frieda zu ihm trat und ihm ihre dürre Hand, leicht wie ein Blatt, auf den Kopf legte, brummte er: »Ich weiß gar nicht, warum ich Sie das frage, es ist doch offensichtlich, für Sie hat es keinen.«

»Tavi ist ein braver Mensch, Sie dürfen ihm nicht böse sein. Am besten, ich gehe und hole Ihren Tee hierher. Wir trinken zusammen, und dann ist es gut. Ich bitte Sie!«

Ich bitte Sie — das hatte Frieda in dem gleichen Tonfall gesagt wie früher, wenn sie bat, den Wasserhahn gut zu schließen, da sonst der Behälter gleich wieder leer sein würde.

Sie brachte *seinen* Tee in derselben angeschlagenen gelben Tasse wie früher, den emaillierten Teekoher, kirschrot wie der Hausrock, Pflaumenmus und braungeröstete Brotscheiben, dünn und hart wie Sperrholzbrettchen.

»Das selbstgemachte Pflaumenmus schmeckt sehr gut, besonders wenn du auf Walnußstückchen beißt. Tavi ist ganz närrisch danach, nicht wahr, lieber Tavi?«

Frieda reichte Nichifor eine mit dunkler, etwas nach Rauch schmeckender Paste bestrichene Scheibe Brot. »Jeden Abend sitzen wir so am Tisch und lassen es uns Wohlsein. Ich würde manchmal gern ins Kino gehen, vielleicht gibt es wieder etwas mit Greta Garbo oder mit Balakireff, ja, es ist sogar ganz sicher, daß neue Filme gedreht wurden, aber Tavi meint, es hat keinen Sinn, seine Zeit damit zu vertun.«

»Mit diesen Filmen ist es genauso wie mit dem Champagner von Mott, die Reklame ist das wichtigste. Die ganze Stadt hängt voller Plakate: >Hast du Kummer, auf mein

Wort, Motts Champagner spült ihn fort!< Wäre es nicht an der Zeit, Schluß zu machen mit solchen Verschen?«

Nichifor versuchte, in seiner Erinnerung etwas zu klären. Der Vers war ihm nicht mehr gegenwärtig, doch er hatte einmal ein Plakat gesehen, auf dem ein strenger Herr im Frack und mit einer Nelke im Knopfloch dargestellt war. Aus dem Mund des Herrn quoll eine kegelförmige Blase, in die der Werbespruch geschrieben war. Das Plakat hing damals im Schaufenster des Uhrmachers Ioniță Baiu, am Markt, und der hatte eine aus einer deutschen Zeitung ausgeschnittene Doxa-Uhr in den Blütenkelch der Nelke gesteckt... Doch das war lange her, und was Tavi von sich gegeben hatte, sollte wohl mehr oder minder eine Geistreichelei sein. Deshalb erwiderte Nichifor nichts. Tavi Jurj hieß der Alte, der Name klang ihm bekannt. In der Umgebung der Stadt hatte es eine Gutsbesitzerfamilie gegeben, die so hieß. Vielleicht gehörte er dazu, vielleicht war er irgendwann sogar ein sehr bedeutender Jurj gewesen. Was er erzählte, interessierte Nichifor nicht, deshalb erhob er sich nach etwa einer halben Stunde unvermittelt. »Ich muß mich ausruhen, Frieda. Ein paar Tage erhole ich mich, dann — ans Werk!«

Er hatte überzeugend und fest, voller Vertrauen in sein Vorhaben wirken wollen, doch gerade deshalb klang ihm die eigene Stimme fremd und unecht.

»Ich gehe schlafen, laß nur, Altchen, bemü dich nicht, ich finde den Weg schon allein.«

Doch Frieda war ihm vorausgegangen und befand sich schon an der Türschwelle, dort drehte sie sich noch einmal um und sagte: »In der ganzen Stadt gibt es keinen Ort, an dem Sie sich wohler fühlen würden. Sie sind hier zu Hause, Nichifor, nicht wahr, es ist wie zu Hause?«

Im Flur, wo sie wie damals in Filzpantoffeln vor ihm herschlortte, hatte Nichifor das Bedürfnis, ihr zu versichern, wie wohl er sich fühle. »Ja, ich bin zu Hause, Frieda, nirgends war ich es, aber hier bin ich zu Hause. Es ist wundervoll. Seit ich aus